

Literatur-Rundschau

Rundfunk-Gremien in Deutschland. Namen, Organe, Institutionen, hg. v. Hans-Joachim Berg. Mit Beiträgen von Manfred Kops und Günter Verheugen, zweite, neu bearbeitete Auflage, Berlin: Vistas 1999, 380 S., DM 40,00

Demokratie ohne Kontrolle kann nicht funktionieren. Die Kontrolle der Regierung ist daher eine der wichtigsten Aufgaben eines jeden Parlaments. Daneben tritt in immer stärkerem Maß die Kontrolle durch die Medien. Wer aber kontrolliert die Medien? Gibt es Medien-Parlamente?

Für Radio und Fernsehen könnte man davon sprechen. Über 1.100 Menschen in unserem Land sind in entsprechenden Aufsichtsgremien damit betraut, die Programm-Macher zu beraten und zu kontrollieren.

Wer in diesen Aufsichtsgremien sitzt, wird allerdings nicht von den Gebührenzahlern in Wahlen bestimmt, sondern von den Ländern durch Mediengesetze und Staatsverträge quasi nach standesstaatlichen Regeln festgelegt: Sie definieren „gesellschaftlich relevante“ Gruppen, die Vertreter in die Gremien entsenden können.

Wer aber sitzt für welche Gruppe in welchem Gremium? Welche Gremien gibt es überhaupt? Wie heißen die Menschen,

die private und öffentlich-rechtliche Sender in unserer aller Namen beaufsichtigen? Wer ist „mein“ Vertreter und wie kann ich ihn erreichen, wenn ich Lob oder Kritik anzubringen habe? Aktuelle Antwort auf all diese Fragen gibt die zweite Auflage des Nachschlagewerks „Rundfunk-Gremien in Deutschland“ von Dr. Hans Joachim Berg. Gegenüber der ersten Auflage von 1995 nahm der Inhalt bei gleichem Preis (40,00 DM) um fast die Hälfte zu. Dies tröstet darüber hinweg, daß man länger als geplant auf die Neuauflage warten mußte. Hinzu kommen die Neuerungen: Die Kommissionen der Länder zur Ermittlung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten bzw. der Konzentration im Medienbereich sind ebenso dargestellt wie der RTL-Programmausschuß.

Da der Regierungswechsel auf Bundesebene auch noch nach Redaktionsschluß zu einem Austausch von Gremienmitgliedern geführt hat, bietet der Verlag überdies eine kostenlose Ergänzungslieferung an.

Aber ist eine schlichte Adressensammlung überhaupt lesbar? Ja, denn erstens sind die Namen der Gremienmitglieder fett gedruckt und fallen damit in dem Adressenwust gut ins Auge.

Zweitens arbeitet Berg mit Kopf- und Fußzeile. Oben ist die jeweilige Anstalt genannt und unten findet sich die Legende für die jetzt fünf möglichen Info-Kategorien „Mitglied seit“, „Funktion“, „benennende Gruppierung“ und „unmittelbar gewählt/entsandt durch“.

Besonders interessant aber ist Kategorie 3 („ferner Mitglied in“): Sie hilft, die wichtigen Querverbindungen der parteipolitischen „Freundeskreise“ zu durchschauen. Doch ausgerechnet hier bleiben viele Fakten im Dunkeln. Mindestens bei allen Parlamentariern oder Regierungsmitgliedern hätte doch die Parteizugehörigkeit ohne Probleme ermittelt werden können.

Ein großes Plus bleibt das Personenregister, das in der nächsten Ausgabe unbedingt durch ein Gruppenregister ergänzt werden sollte. Dann könnte man nachschlagen, in welchen Gremien etwa die DAG, der DGB, die Kirchen oder die einzelnen Fraktionen Mitglieder entsenden.

Lesenswert sind die beiden Fachbeiträge.

Manfred Kops (Geschäftsführer des Instituts für Rundfunkökonomie an der Uni Köln) schreibt über die „Prinzipien der Gestaltung von Rundfunkordnungen“ als ökonomische Optimierungsaufgabe - ein interessanter Ansatz zwischen Publizistik und Ökonomie.

Grundsätzliches über das „We-

sen und Wirken der Rundfunk-Gremien in Deutschland“ beschreibt Günter Verheugen (SPD, Staatsminister, Rundfunkratsvorsitzender der Deutschen Welle). Dieser Beitrag ist eine kaum veränderte Übernahme aus der ersten Auflage, auf die Berg (stellv. Verwaltungsdirektor der „Welle“) wohl nicht verzichten mochte.

Mit der zweiten Auflage hat Berg den Grundstein dafür gelegt, daß sein informatives, Transparenz schaffendes und vor allem praktisches Nachschlagewerk zum Referenzwerk zu den deutschen „Rundfunk-Parlamenten“ avanciert.

Ansgar Hollah

Faulstich, Werner; Das Medium als Kult. Von den Anfängen bis zur Spätantike (8. Jahrhundert) [Die Geschichte der Medien Bd. 1], Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1997, 328 S., DM 78,00
 Ders., Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter 800-1400 [Geschichte der Medien Bd. 2], Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996, 298 S., DM 68,00
 Ders., Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400-1700) [Geschichte der Medien Bd. 3], Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998, 342 S., DM 84,00

Nimm und lies! Da hat sich einer hingesetzt und begonnen, ein

Kompendium zu schreiben. Weitere drei Bände von Faulstichs Geschichte der Medien seien in Vorbereitung, schreibt der Verlag. Werke dieses Umfangs im Alleingang (als Ein-Autoren-Werke) zu schreiben, ist aus der Mode gekommen. Man muß einräumen: nicht ohne Grund. Denn selbst wenn man das Verfahren wählt, für das Faulstich sich entschieden hat, nämlich weitgehend auf der Grundlage von Sekundärliteratur zu arbeiten, ist die Fülle dieser Literatur selbst für Teilgebiete der Kommunikationswissenschaft so groß geworden, daß ein einzelner sie nicht mehr überschauen, geschweige denn absolut kompetent auswerten kann. Das gilt um so mehr, wenn es diese Literatur überwiegend aus Nachbar- oder gar fernstehenden Disziplinen zu gewinnen gilt, wie das bei den von Faulstich dargestellten Epochen (ca. 3000 v.Chr. bis - vorerst - 1700) notwendig der Fall ist. Die Literaturverzeichnisse der hier vorgestellten drei Bände umfassen 53 Seiten, - kann er denn das alles gelesen haben, würde der berühmte Wiener Ministerialbeamte (als Bibliotheksbeachtiger) fragen.

Er kann nicht, ist meine Antwort, aber er muß. Denn die in den bisherigen Bänden angesprochene Themenfülle ist erdrückend und dabei immer noch Resultat von Selektion. Eklektizismus wird man dem Autor dennoch nur in wenigen Fällen vorwerfen dürfen.

Damit sind wir bei der großen Stärke und Schwäche des Gesamtvorhabens, bei der Fülle. Faulstich hat sich diese Falle selbst aufgestellt. Er will „die Medien“ erfassen, und zwar in einer neuen, nämlich kommunikationszentrierten, Variante von Kulturgeschichtsschreibung (I, 9; I, 19). Die Falle ist keine Mause-, sondern eine Elefantenfalle. Das liegt am hier verwendeten Medienbegriff. Faulstich erkennt seine Problematik, indem er die Problematik anderer derzeit in Gebrauch stehender Medienbegriffe kritisch erwähnt (I, 9); aber er macht seinen eigenen nicht deutlicher, wenn er sagt, Mediengeschichte solle hier „auf einem mittleren Abstraktionsniveau geschrieben werden“.

Das heißt: Er entscheidet sich weder für den strengen Medienbegriff der Kommunikationswissenschaft (Medien als Kommunikationsinstitutionen und/oder -organisationen) noch für den völlig offenen der Medienphilologen und -philosophen: Medium ist alles; aber er verwendet praktisch den letzteren. De facto beschreibt er Kommunikationsinstitutionen aus der Zeit vor dem Entstehen der Medienorganisationen (= Medienunternehmen, -betriebe): „Die Höhlenwand als Medium der Frühgeschichte“ (I, 109). In Gottes Namen, man gewöhnt sich daran. Die Höhlenwand ist zunächst einmal eine Beschreibfläche, und dort, wo Höhlenbe-

wohner Spaß an ihrer Schmückung oder sogar ihrer Funktionalität (mitteilungstauglich!) gefunden haben, ist sie offensichtlich zur Kommunikationsinstitution geworden.

Bei den „Medien Blatt und Rolle“ (I, 240) sind wir immer noch beim Gleichen und doch schon einen Schritt weiter, denn das antike Buchhandelswesen war nachgewiesenermaßen eine etablierte Kommunikationsinstitution, und das Buch bzw. seine Vorläufer (Rolle, Kodex) war bereits im Begriff, zusammen mit seinem Produktions- und Bedarfs-/Rezeptionsumfeld zu einem Medium im modernen Sinne zu werden.

Diese Diskussion könnte weitergeführt werden, und weil Faulstich im Unterschied zu manchen Medienphilosophen postmoderner Provenienz nie als alleiniger Inhaber der „Medien“-Wahrheit auftritt, bietet er eine angenehme Ausgangsposition dafür. (Ich fange an, seine Vorstellungen in Lehrveranstaltungen einzubeziehen.)

Von den thematischen Schwerpunkten her verlangt Bd. I (Das Medium als Kult) am ehesten eine Besprechung in unserer Zeitschrift: „Ursprünglich hatten die Medien ausnahmslos und primär kultische Funktion ...“ (I, 295), - die Kommunikation mit dem Unerklärbaren (korrekt: der Versuch, die Hoffnung, der Glaube), dem Bedrohlichen, dem Eingrei-

fenden, dem Numinosen erschien den Menschen früherer Kulturen in der Tat als außerordentlich wichtig, weil - wirklich oder scheinbar - existenzsichernd. Dieser Sektor von Kommunikation ist auch heute noch, wo Vieles erforscht und erklärbar ist, Gegenstand von Religionskommunikation. Aber so wie heute die innerweltliche Kommunikation existenziell wichtig ist (und sehr breiten Raum einnimmt), so war sie es wahrscheinlich zur Zeit der Höhlenmenschen auch: Wie überleben, wenn nicht zusammen und wie zusammen, wenn nicht per Kommunikation?

Der zweite Band umfaßt die Zeit von 800 bis 1400 und damit eine - trotz dunkelster Phasen - Blütezeit der abendländischen Kirche. Deutlicher noch als im Band I drängt sich die Frage auf: Schreibt Faulstich nicht eigentlich Kulturgeschichte, die er Medienkulturgeschichte nennt, weil er viele Elemente, aber auch Hervorbringungen der Menschheitsgeschichte zu „Medien“ erklärt?

Demnach wäre nicht nur der Priester („Menschmedium“) aller Kulte und Couleurs ein Medium, sondern jede organisierte Religionsgemeinschaft, also auch „die Kirche“. Irgendwie paßt sie jedoch nicht ins System Faulstichs. Obwohl Kommunikationssysteme auch im I. Band durchaus vorkommen (z.B. der *cursus publicus*), tritt die römische Kirche, die in der Spätantike, mitten im

Zerfall des Imperiums, das einzige Ost und West übergreifende und vor allem: funktionstüchtige Kommunikationssystem entwickelte, als Kirche wie als Kommunikationssystem nicht auf.

In Faulstichs Summe am Ende des ersten Bandes (S. 299) wird Medienwandel einerseits als Wandel des Typos (am Ende steht das Menschmedium, letzte [modernste?] Ausprägung der Druiden) sowie als Wandel des mit Zeichen beladbaren Gegenstandes (von der Felswand zum Brief) beschrieben, nicht aber das Entstehen und Vergehen eines hochkommunikativen Großsystems (Imperium) und seine Substitution durch ein neues (Kirche).

Diese ist dann am Anfang des 2. Bandes auf einmal da. Man mag sie, wie es einleitend geschieht, auf die „Konkurrenz von Kaiser und Papst“ reduzieren. Aber man täte Faulstich unrecht, wenn man ihm unterstellte, diese Metapher als methodische Verengung zwecks Bewältigung der Materialfülle zu mißbrauchen. Er sieht durchaus die Reichhaltigkeit der Institution, aus der ja auch der allmählich entstehende weltliche Apparat schöpft. Der ganze zweite Band gerät so zur Demonstration der Kommunikationskapazität des Systems Kirche, denn die Faulstichschen „Teilöffentlichkeiten des Mittelalters“ (Kap. 1 und 13) sind sämtlich kirchenkommunikati-

onsdurchdrungen. (Um so deutlicher erlebt man den blinden Fleck im ersten Band: Spätantike ohne Kirche?)

Steht der Einstiegsband unter dem Leitmotiv „Kult“, so ist der Titel des zweiten ein (diskussionsbedürftiges) Arbeitsprogramm: „Medien und Öffentlichkeiten im Mittelalter“. Der dritte trägt wieder ein Leitmotiv: „Medien zwischen Herrschaft und Revolte“. Es klingt wie eine reizvolle Herausforderung; diese wird aber, jedenfalls in der Gliederung, nicht beantwortet. Zwar tauchen die Bauernkriege, die Reformation und der Dreißigjährige Krieg in Kapitelüberschriften auf, aber sie werden nicht eigentlich als Kommunikationsereignisse erfaßt. Der Dreißigjährige Krieg z.B. dient dazu, das Flugblatt als Propagandamedium vorzustellen, das „neben der Zeitung“ (die erst zwei Kapitel später behandelt wird) als „Medium der exklusiv politischen Propaganda“ „funktionalisiert“ wird (III, 184). An gleicher Stelle findet sich übrigens eine präzise Unterscheidung zwischen den „Teilöffentlichkeiten des Mittelalters“ und dem jetzt erst entstehenden Begriff einer „gesamtgesellschaftlichen“, also der Öffentlichkeit.

Die Ordnung des dritten Bandes widerstrebt einer am Ablauf der Zeit orientierten Historiographie am stärksten. Über Faulstichs grundsätzliche Überlegungen am Anfang des Kapitels

11 (über den Druck) kann man diskutieren, nicht aber über die Tatsache, daß es didaktisch ungeschickt ist, erst ab S. 250 den Druck zu behandeln, also die Innovation, die als System, das der Autor im Abschnitt 11.1 zutreffend schildert und in einen strukturgegeschichtlichen Zusammenhang stellt, die weitere Entwicklung der Menschheit in der Tat revolutioniert hat. Vom Potential Druck á la Gutenberg ausgehend hätte sich auch das Leitmotiv des dritten Bandes logisch entwickeln lassen können; denn mehr als die Spieße der Bauern stand jetzt, spätestens ab 1517, Gedrucktes zwischen Herrschaft und Revolte, zwischen Volk und Obrigkeit, zwischen dem "finsternen" Zeitalter und der Aufklärung.

In allen drei Bänden begegnen uns viele Bilder, Bilder im wörtlichen Sinne, nobel, aber nicht immer in wünschenswerter Repräsentation, auf gutem Papier gedruckt, - und Bilder im übertragenen Sinne: Schilderungen von Einzelphänomenen, die eine spezifische historische Situation beleuchten. Deren Einfügung in den großen Fluß der auf sechs Bände angelegten Erzählung gelingt nicht immer, oft sind es Geschichten aus der Kulturgeschichte, durch theoretische bzw. den state of the art referierende Zwischenschübe eher getrennt als verbunden. Dabei verwende ich den Ausdruck „Zwischenschübe“ keineswegs abwertend; aus der

Sicht des Autors sind sie vielleicht der Hauptstrang, und in ihnen finde ich nicht wenige Denkanstöße, so die Erklärung des Aufkommens der Zeitung als „eine Art Synkretismus aus zentralen Funktionen anderer Medien“ (III, 225f.). - Auch der Ansatz des (vorerst halben) Gesamtwerks, erinnert an Synkretismus.

Michael Schmolke

Mast, Claudia; Berufsziel Journalismus. Aufgaben, Anforderungen und Ansprechpartner; Opladen: Westdeutscher Verlag 1999, 260 S., DM 29,80

Immer neue Studiengänge und außeruniversitäre Angebote im Bereich Journalistik, Public Relations und Kommunikationsmanagement sprießen wie Pilze aus dem Boden, die Vielfalt ist nicht nur unüberschaubar, sondern auch sehr unterschiedlich in Zielsetzung, Konzeption, Abschlußart und Qualität. Jede Publikation, die sich zum Ziel macht, hier Orientierung zu geben, steht vor dem grundsätzlichen Problem, daß man keinen Anbieter zu stark werten darf. Außerdem dürfte nur in seltenen Fällen eine Bewertungsmöglichkeit aus erster Hand vorliegen, in allen übrigen Fällen müßte man sich auf die vom Veranstalter gelieferten Daten und das Hörensagen in der Branche verlassen.

Um gar nicht erst in die Nähe

dieser Problemfelder zu gelangen, hat Claudia Mast eine grundsolide und wohltuend aktuelle Datensammlung (Redaktionsschluß: 30. August 1998) vorgelegt, die das gesamte Ausbildungsspektrum des „Journalismus (einschließlich Public Relations)“ (S. 10) abdeckt. Kapitel eins klärt zunächst die Fragen des Berufszugangs, Fremd- und Selbstverständnis, die Möglichkeiten der neuen Medien und - so die Formulierung - die „neuen Chancen im PR-Bereich“: „Wer im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit seine berufliche Zukunft sieht, hat im Grunde genommen fünf Einstiegsmöglichkeiten: Journalismus, Seiteneinstieg, PR-Volontariat oder Trainee-Ausbildung, Studium und organisationsinterne Versetzung. Der älteste und immer noch am häufigsten gewählte Zugang zur PR führt über den Journalismus - jeder dritte Berufseinsteiger kommt aus diesem Bereich“ (S. 28), hat die Seite des Schreibtischs gewechselt.

Im zweiten Schritt stellt Claudia Mast die Handlungsfelder im einzelnen vor: den Printjournalismus bei Zeitungen und Zeitschriften, die Arbeit für Rundfunk und Fernsehen, Online-Journalismus, freien Journalismus und Public Relations (PR). Für alle diese Themen hat die Autorin außerdem Praktiker aus den genannten Handlungsfeldern gewonnen, die ihre Sicht auf das eigene Berufsfeld darstellen. So schreiben unter

anderem Thomas Barth von der „Stuttgarter Zeitung online“, Sabine Gaschütz aus der Wirtschaftsredaktion Fernsehen des SWR, Wolfgang Hess, Chefredakteur von „bild der wissenschaft“, und Wolfgang Orians, PR-Chef der Essener Rütgers AG. Orians bietet neben einem kurzen historischen Abriss der PR die durchaus überraschende Innenansicht, daß derjenige, der in der Kommunikationsbranche mit einem Identifikationsgrad von mehr als 75 Prozent mit dem Auftraggeber herumlaufe, „gemeingefährlich“ sei: „Das Identifikations-Gap von 25 Prozent ist keinesfalls ein schwelender Herd der Illoyalität, sondern jene Fähigkeit zur Distanz, die die Glaubwürdigkeit gegenüber den Partnern ausmacht.“ (S. 126)

Im Serviceteil liefert das Buch die Adressen aller deutschen Universitäten und Ausbildungseinrichtungen, die sich mit Journalismus beschäftigen, sowie Adressen und Ansprechpartner aller Ausbildungs- und Lehrredaktionen der Tageszeitungen, Zeitschriften, Hörfunk- und Fernsehsender. Von vergleichbaren Veröffentlichungen hebt sich der vorliegende Band besonders durch die Aktualität des Datenermaterials ab. Redaktionsschluß war der 31. Oktober 1998. Damit ist das Buch unentbehrlich für alle, die im Traumberuf Journalismus Fuß fassen wollen.

Lars Rademacher

Schneider, Bernhard; *Katholiken auf die Barrikaden? Europäische Revolutionen und deutsche katholische Presse 1815-1848*, Paderborn-München-Wien-Zürich: Schöningh 1998, 412 S.; 108,00 DM

Im vergangenen Jahr sorgte der 150. Geburtstag der deutschen ‚Revolution‘ von 1848 für große publizistische Resonanz. Damit rückte wieder ein Wort ins Zentrum der Aufmerksamkeit, das zu den Schlüsselbegriffen der politischen Sprache des 19. und 20. Jahrhunderts gehört und oft mit bitterem Haß und blanker Angst, aber ebenso oft auch mit heißer Inbrunst und unerfüllbarer Sehnsucht ausgesprochen wurde: das Wort Revolution.

Die von der Französischen Revolution ausgelöst und schließlich ganz Europa von Grund auf verändernden Umwälzungen in Politik, Kultur und Gesellschaft markieren den Durchbruch zur politischen Moderne; und die Katholiken standen bei diesen revolutionären Prozessen durchaus nicht nur und nicht alle im Abseits. Man denke nur an die Bedeutung der sog. liberalen Katholiken (Stichwort: Laménais) in Frankreich und Belgien, aber auch an die Rolle der deutschen Katholiken im Jahr 1848, denn dieses Jahr gilt nicht zu Unrecht als Geburtsstunde des deutschen politischen (Laien-)katholizismus. Bekannt-

lich entstand hier jener ‚moderne Antimodernismus‘ eines lange Zeit ultramontan geprägten katholischen Milieus, das gerade in der kritischen Auseinandersetzung mit den revolutionären Ideen von Freiheit und Gleichheit lernte, für sich selbst freie und gleiche bürgerliche Partizipationsrechte (angefangen mit dem Petitionsrecht gegenüber der Frankfurter Nationalversammlung) in Anspruch zu nehmen und sich so allmählich, in langen Zeiträumen und mit vielen Brüchen und Widersprüchen als integraler Teil der sich herausbildenden bürgerlich-demokratischen Gesellschaft zu erfahren.

Dies alles ist historisch recht gut aufgearbeitet. Wie aber die ‚Revolution(en)‘ von den (publizistisch engagierten) deutschen Katholiken in der Zeit von 1815-1848, die im historischen Rückblick ja als Vorgeschichte des 1848er Aufbruchs erscheint, wahrgenommen, interpretiert und bewertet wurde(n), welche Zurückweisungen, Verurteilungen, Vorbehalte und Ängste, aber auch welche vorsichtigen Annäherungen zu beobachten sind, dies ist bisher noch kaum systematisch und mit einem zumindest relativen Anspruch auf Repräsentativität dargestellt worden. Genau hier setzt nun die Freiburger Habilitationsschrift von Bernhard Schneider an.

Die gut lesbare und mit einem detaillierten Personenregister

ausgestattete Untersuchung geht der Frage nach, „wie die katholischen Theologen und Publizisten sich zu den das frühe 19. Jahrhundert bestimmenden Revolutionen und ihrem Gedankengut stellen“ (S. 16). Dazu will er „auf der Basis der periodischen Presse die unterschiedlichen Gruppierungen unter den deutschen Katholiken in Restauration und Vormärz“ (S. 17) vorstellen. Als Materialbasis dienen ihm „knapp 40 Zeitschriften/Zeitungen ..., was einem Material von ungefähr 200.000 Seiten entspricht“ (S. 24). Um das quantitative Übergewicht der vor allem seit 1830 boomenden ultramontanen Presse auszugleichen, hat er bei dieser „stark selektiert ..., während die Zeitschriften anderer Ausrichtung möglichst vollständig bearbeitet wurden“ (S. 24).

Auf dieser Basis beginnt die Arbeit im I. Kapitel (S. 35-94) mit einem instruktiven Überblick über Stand und Entwicklung der deutschen katholischen Presse im Zeitraum von 1815 bis 1848. Unterstützt durch sechs anschauliche Graphiken erhält der Leser zuverlässige Informationen über Entstehungszeit, Bestandszahl und -dauer, Druckorte und Auflagenhöhe katholischer Zeitschriften, über Preise und Lesergruppen, Herausgeber und Gestalter, aber auch über staatliche Zensurmaßnahmen und bischöfliche Interventionen gegen ‚mißliebige‘ Presseerzeugnisse.

Im Anschluß daran beginnt dann der eigentliche Hauptteil der Arbeit, in dem es darum geht, „die Stellungnahmen der verschiedenen deutschen katholischen Zeitschriften des frühen 19. Jahrhunderts zu den zeitgenössischen Revolutionen zu erheben“ (S. 18). Allerdings gliedert sich dieser Teil nicht nach den unterschiedlichen Richtungen innerhalb der deutschen Katholiken, obwohl Schneider durchaus eine (vereinfachende) Typisierung vorschlägt und „aufgeklärt/aufklärerische“ Bemühungen (hier etwa die süddeutschen katholischen Spätaufklärer im Umfeld Wessenbergs), die Bonner „hermesianische“ Richtung, ‚liberale‘ Katholiken (gemeint sind damit Vertreter des etwa von Laménais vertretenen Freiheitsverständnisses) und natürlich die ‚ultramontane‘ Richtung unterscheidet. Der Verfasser zielt aber nicht darauf, diese verschiedenen Richtungen katholischer Publizistik trennscharf voneinander abzuheben, um jeweils deren eigene Wahrnehmung der Revolution(en) zu erfassen. Vielmehr strukturiert er den Hauptteil seiner Untersuchung nach einzelnen historischen Themen und Ereignissen, zu denen dann jeweils sehr konkret und anschaulich die oft überraschend uneinheitlich, pluriform und facettenreich ausgefallene katholisch-publizistische Reaktion nachgezeichnet wird.

Im II. Kapitel „Französische

Revolution und Napoleonische Herrschaft“ (S. 95-193) werden Reaktionen, Bewertungen und Einschätzungen der katholischen deutschen Presse ausführlich und differenziert vorgestellt. Nachgezeichnet wird u.a. die katholisch-publizistische Wahrnehmung der Ursachen der Revolution (etwa im Hinblick auf die Bewertung der staatlichen Strukturen des Ancien régime, die wirtschaftlichen Hintergründe, die Rolle und Bedeutung der Aufklärungsphilosophie, den allgemeinen ‚Sittenverfall‘, der grassierenden ‚Irreligiösität‘ etc.), aber auch die durchaus differierenden Einschätzungen zu Person und Schicksal Ludwigs XVI., der Zivilkonstitution, der revolutionären Feste und Kulte, der Rolle und Bedeutung Napoleons und der napoleonischen Kirchenpolitik etc. Nachdem im III. Kapitel (S. 194-216) kurz die katholische Wertung der französischen Restaurationsphase thematisiert wird, beschäftigen sich die folgenden Kapitel ausführlich mit der Wahrnehmung und Gewichtung der 1830er-Revolutionen in Frankreich und Belgien, an denen bekanntlich die sogenannten ‚liberalen‘ Katholiken in nicht unerheblichem Maße beteiligt waren. Kapitel IV steht unter der Überschrift „Modell oder Irrweg? Julirevolution und Julimonarchie“ (S. 217-262) und beschäftigt sich u.a. mit Wahrnehmung und Bewertung der französischen Kir-

chenpolitik zwischen 1830 und 1848. Unter der Überschrift „Eine katholische Revolution? Belgien 1830“ werden dann im Kapitel V (S. 263-307) die Reaktionen auf die belgische Union von Liberalen und Katholiken thematisiert, bevor Kapitel VI unter der Überschrift „Belgien als Problem und Ideal: Der neue Staat nach 1830“ (S. 308-329) u.a. die Auseinandersetzung mit der neuen belgischen Verfassung von 1831 und der neuen Situation der Kirche im und gegenüber dem modernen Verfassungsstaat zur Sprache bringt.

In zwei abschließenden Kapiteln geht Schneider dann über den Rahmen dieser konkreten Einzelereignisse hinaus und unternimmt den Versuch, „aus eher theoretisierenden Beiträgen in der katholischen Presse sowie aus einer Zusammenschau der Einzelaussagen Aspekte einer katholischen Revolutionstheorie in Restauration und Vormärz aufzuzeigen“ (S. 330). Schneider arbeitet überzeugend die Grundzüge dieser spezifisch katholischen Deutung heraus und zeichnet nach, daß vor allem ultramontane Autoren die eigentlichen Ursachen der revolutionären Krisen in der Reformation Martin Luthers liegen sehen, da Luther schließlich „mit seinen Angriffen auf den Kaiser eben doch ‚Revolution und Königsmord‘ gepredigt“ (S. 355) habe. Bei allen innerkatholischen Differenzen zeichnet sich die ka-

tholische Deutung der Revolution insofern durch einen stark anti-protestantischen Grundzug aus. Sie sieht die Gegenwart durch einen heftigen „weltanschaulichen Kampf der Ideen“ gekennzeichnet und reduziert „das Problem Revolution in seinem Kern auf ein Problem von Religiosität und Moralität“, so daß allen kirchenpolitischen Lagern die Überzeugung gemein war, daß „eine rein politisch-pragmatische oder auch gewaltsam-militärische Überwindung der revolutionären Krise der Gegenwart ... ausgeschlossen“ (S. 368) sei. Auch die „aufklärerischen katholischen Zeitschriften erkennen nicht weniger als ihre ultramontanen Konkurrenten im Christentum die alleinige Gewähr für eine ruhige und geordnete Herrschaft“ und betonen ausdrücklich, daß „nur in einem christlichen Land ... der Fürst sich seiner Untertanen sicher sein kann“ (S. 374).

Schneider hat mit dieser Studie einen umfassenden Überblick über die gesamte Bandbreite der (deutschsprachigen) katholischen Rezeption der Revolutionserfahrungen des frühen 19. Jahrhunderts vorgelegt. Daran wird man in Zukunft nicht vorbeikommen, wenn man sich mit der (Früh-) Geschichte des deutschen Katholizismus und seinem Verhältnis zur politischen Moderne beschäftigen will.

Hermann-Josef Große Kracht

Stocker, Gerfried/Schöpf, Christine (Hg.); *Ars Electronica 98, Information. Macht. Krieg.* Wien/New-York: Springer 1998, 336 S., DM 60,00

Bei dieser Aufsatzsammlung handelt es sich um eine „erweiterte Anthologie der Vorträge beim Symposium der *Ars Electronica 98, INFOWAR - information. macht. krieg*“. Die Doppelsinnigkeit der Titelzeile - sie kann *Information - Macht - Krieg*, aber auch *Information macht Krieg* gelesen werden - ist durch den realen Krieg um die Kosovo-Vertreibungen auf brutale Art ad absurdum geführt worden. Nicht *Information macht Krieg*, sondern wechselseitige Gewaltanwendung bis hin zum Völkermord macht Krieg. Darüber können intellektuelle Anstrengungen, wie sie in diesem Band versammelt sind, nicht hinwegtäuschen.

Wir finden auch konkrete Sachinformationen, so z.B. im Aufsatz von Georg Schöfbänker (*Von PLATO zur NATO*); zum Staunen, wie leicht man offenbar an den Neusprech und die Szenarien der *Kriegs-Planer* (S. 112-110) herankommt. Ehrlicherweise räumt er ein, daß es (so im Untertitel) nicht nur um Erkenntnis, sondern auch um „Phantasien über den Cyber- und Informationskrieg“ geht. Das Stichwort *Phantasie* gilt - so mein Eindruck - für die Mehrzahl der insgesamt 26 Beiträge. Der Tenor läuft mehr

als einmal darauf hinaus, daß die Amerikaner im Prinzip Bösewichte „auf der Suche nach neuen Bedrohungen“ sind; dem kritischen Intellektuellen der Nachwende-Zeit stehe es im übrigen an, Szenarien zu entwickeln, die aus dem Fernsehsessel heraus das denkbare Grauen in masochistisch-wohliges Gruseln umformen: Stahlgewitter-Lyrik auf elektronisch; zu schmücken, wenn's beliebt, mit Lacan und Virilio.

Mit Entsetzen sollten weder Scherz noch phantastische Theorie getrieben werden. Sehr nüchtern die Erkenntnis aus dem Osten: wie Jincheng aus dem kommunistischen China über den „Volksinformationskrieg“ schreibt: wirklichkeitsnah, in der Prognose nachvollziehbar und in Einzelheiten realistisch bis zu Einzelheiten, die ich (Mitte April 1999) in den nächsten Fernsehnachrichten wiedererkennen werde: „Ethnische Eigenheiten und geographische Besonderheiten werden im Informationskrieg deutlicher zutage treten.“ (S. 103) Die Aufhebung des „Unterschieds zwischen Krieg und Kriegsspiel“, eine Tendenz, auf die Friedrich Kittler (S. 304f) glaubt hinweisen zu sollen, ist weder auf dem Amselfeld noch in Belgrad erkennbar. Es fallen wirkliche Bomben.

Michael Schmolke

Wilke, Jürgen (Hg.); Nachrichtenproduktion im Mediensystem. Von den Sport- und Bilderdiensten bis zum Internet, Köln-Weimar-Wien: Böhlau Verlag 1998, 330 S., DM 58,00

Der Titel, auch wenn die Unterzeile die Engführung der Perspektive beschreibt, führt etwas in die Irre. Herausgeber und Ko-Autor Jürgen Wilke und die übrigen sechs Verfasser grenzen den Blick bewußt auf die Rolle der Fotografie, der graphischen Elemente und des bewegten Bildes im System moderner Nachrichtengebung ein, weil sie ihren Band im Kontext zweier Vorgängerwerke konzipiert haben, die stärker dem Wortjournalismus galten - „Die Nachrichten-Macher“ (1991) und „Agenturen im Nachrichtenmarkt“ (1993). Die Kenntnis dieser beiden Sammelbände ist für das Verständnis von „Nachrichtenproduktion im Mediensystem“ hilfreich, allerdings nicht unabdingbare Voraussetzung. Die einleitende Untersuchung über „Produktion von Sportnachrichten“ am Beispiel des Sport-Informations-Dienstes (sid) wirkt an dieser Stelle leider etwas deplaciert. Die Kurz-Studie über diese Spezial-Nachrichtenagentur, das räumt der Herausgeber auch ein, ist nachgetragen, da sie in den früheren Sammelbänden ausgeklammert blieb.

Die zutreffende, mittlerweile jedoch eher banale Feststellung,

daß „Bildernachrichten“ einen wesentlichen Teil des immer stärker auf Visualisierung ausgerichteten Mediensystems ausmachen, hätte durchaus mehr kritisches Hinterfragen verdient. Weithin jedoch beschränken sich die Autoren auf eine rein deskriptive Methode, wobei sie - etwa in der Abhandlung über die Bebilderung der „heute“-Nachrichtensendung des ZDF - durchaus vertraute Vorgänge neu bewußt machen. Hervorhebenswert unter den Beiträgen erscheint die Auseinandersetzung mit dem einzigen, seit 1992 in Deutschland ausstrahlenden Fernseh-Nachrichtenkanal „n-tv“. Die ökonomische Maxime der Veranstalter, Nachrichten möglichst schnell und kostengünstig zu produzieren, wird zwar ansatzhaft problematisiert und bis zu einem gewissen Grad desillusioniert, nicht aber weiter vertieft. Am Beispiel von „n-tv“ verdeutlicht Autor Thomas Curtius zudem nicht nur den wachsenden Einfluß der - unter den Anteilseignern stark vertretenen - US-Medienwirtschaft, sondern ebenso die Akzeptanzschwierigkeiten für einen derartigen Spartensender auf dem deutschen Markt. Die „n-tv“-Verantwortlichen haben denn auch die ursprüngliche Konzeption ihres Programms erkennbar dem Publikumsgeschmack angepaßt und um Magazine und Talkrunden erweitert.

Positiv fällt ebenso Christiane Schmitts Recherche über „Nach-

richtenproduktion im Internet“ auf. Trotz der notwendigen Knappheit der Darstellung dieses immer noch relativ neuen weltweiten „Netzes“, verbindet sie ihre Beobachtungen mit einer grundsätzlichen Problematisierung der durch dieses interaktive Medium bewirkten Veränderungen auf die journalistische Produktion wie auf den Konsum von Nachrichten durch die Rezipienten (User). Ihr durchaus nachdenkliches Fazit: Abgesehen davon, daß der Begriff Nachricht im Internet (wieder) einen kommunikationstheoretisch weiteren Inhalt umfaßt, drängen technische Elemente und die „Dramaturgie“ der Präsentation andere Nachrichten-Kriterien in den Hintergrund. Völlig neue Determinanten bestimmen den einer „News“ für die Verbreitung im Internet und stellen die traditionelle journalistische Aufgabe auszuwählen und zu filtern in Frage. Die Beurteilung des Nachrichtenwertes verlagert sich stärker von der professionellen Ebene der „Macher“ auf die des jeweils konkreten User-Interesses. Das traditionelle Prinzip „All the news that's fit to print“ wandelt sich durch das Internet zum möglicherweise neuen alleinigen Credo „All the news that fits online“.

Viele kritische Aspekte der visuellen Gestaltung medialer Arbeit sind Wilke und seinen Ko-Autoren zwar bewußt, werden in dem Band jedoch leider nicht

näher behandelt. Visualisierung sei kein Selbstzweck, konstatieren etwa Wilke und Roman Beuler in ihrem Beitrag über die ZDF-„heute“-Sendung. Wie und warum werden die gewählten Bild-Mittel eingesetzt? Wie werden sie vom Publikum wahrgenommen? Erleichtern oder stören sie das Verständnis der gesprochenen bzw. geschriebenen Nachrichten? Welche Intention, welches Politik-, Gesellschafts- und Menschenverständnis wird hinter

der jeweiligen Auswahl visueller Nachrichtenelemente erkennbar? Durchaus „legitime und wichtige Fragen“, wie Wilke/Beuler selbst einräumen. Gerade diesen Aspekten der „Nachrichtenproduktion“ nachzugehen, wäre nicht nur aufschlußreich, sondern geradezu spannend gewesen und hätte den Wert der Publikation erhöht. Doch dies müßte, so wird der Leser vertröstet, in anderen Untersuchungen vorgenommen werden. Schade.

ast